



Der Mensch in seinen Welten
Das neue Rautenstrauch-Joest-Museum
Kulturen der Welt

Herausgegeben von
Jutta Engelhard und Klaus Schneider

Ethnologica Neue Folge Band 28

Wienand Verlag

Inhalt

Grußwort 6

Vorwort 8

Das neue Rautenstrauch-Joest-Museum – Kulturen der Welt 10

Wahrzeichen des neuen Museums: Reisspeicher 16

Einstimmung: Musik 22

Einführung 24 / Gamelan 27 / Schattenspiel 30 / Tanztheater 33

Begegnung und Aneignung: Grenzüberschreitungen 34

Einführung 36 / Wilhelm Joest – Weltreisender, Sammler, Ethnograf 41 /

Max von Oppenheim – Forscher, Sammler, Diplomat 48

Der verstellte Blick: Vorurteile 58

Einführung 60 / ... dörflich? 63 / ... dienend? 64 / ... hilfsbedürftig? 65 /

... kindlich? 66 / ... kannibalisch? 67

Die Welt in der Vitrine: Museum 68

Einführung 70 / Das ethnografische Objekt – Sammeln und Bewahren 76 /

Das ethnografische Objekt – Rezeption und Interpretation 80

Ansichtssachen?!: Kunst 82

Einführung 84 / Die menschliche Figur 88

Lebensräume – Lebensformen: Wohnen 116

Einführung 118 / Türkei – Der Empfang von Gästen 122 / Plains –

Zusammenleben der Generationen 126 / Tuareg – Leben in einer kargen

Umwelt 130 / Asmat – Männer und Frauen in der Gemeinschaft 134

Der Körper als Bühne: Kleidung und Schmuck 138

Einführung 140 / Herkunft und Heimat 146 / Weiblich und Männlich 150 /

Lebenszyklus – Hochzeit 154 / Abstammung und Familie 158 /

Macht und Reichtum 162 / Magie und Religion 170 / Krieg und Kopfjagd 174

Der inszenierte Abschied: Tod und Jenseits 180

Einführung 182 / Bestatten – Totenbegräbnis in Tana Toraja, Südsulawesi

186 / – Totenverbrennung auf Bali 192 / – Knochenumbettung bei den Ngaju-

Dayak, Borneo 198 / Weiterleben – Grabbeigaben aus Peru 204 / Einflussneh-

men – Ahnenverehrung in Indonesien und Nigeria 208 / Ehren – Toteneh-

rung in Neuirland 214 / Gedenken – Das Totenfest in Mexiko 218

Vielfalt des Glaubens: Religionen 220

Einführung 222 / Buddhismus 226 / Buddha-Darstellungen 228 /

Bodhisattvas 232 / Buddhistische Laien und Klostergemeinde 234 /

Hinduismus 236 / Shiva 238 / Vishnu 242 / Die ›Große Göttin‹ 246

ZwischenWelten: Rituale 250

Einführung 252 / Maskenvielfalt 256 / Erwachsen werden – Initiationsfeiern

der Uramot-Baining auf Neubritannien 272 / Für Frauen und Felder – Frucht-

barkeitsrituale bei den Bwaba, Burkina Faso 274 / Krankheit und Dämonen –

Heilrituale auf Sri Lanka 278 / Ausgleich von Gut und Böse – Barong und

Rangda auf Bali 280

Anmerkungen 284

Autorenverzeichnis 286

Fotonachweis 287



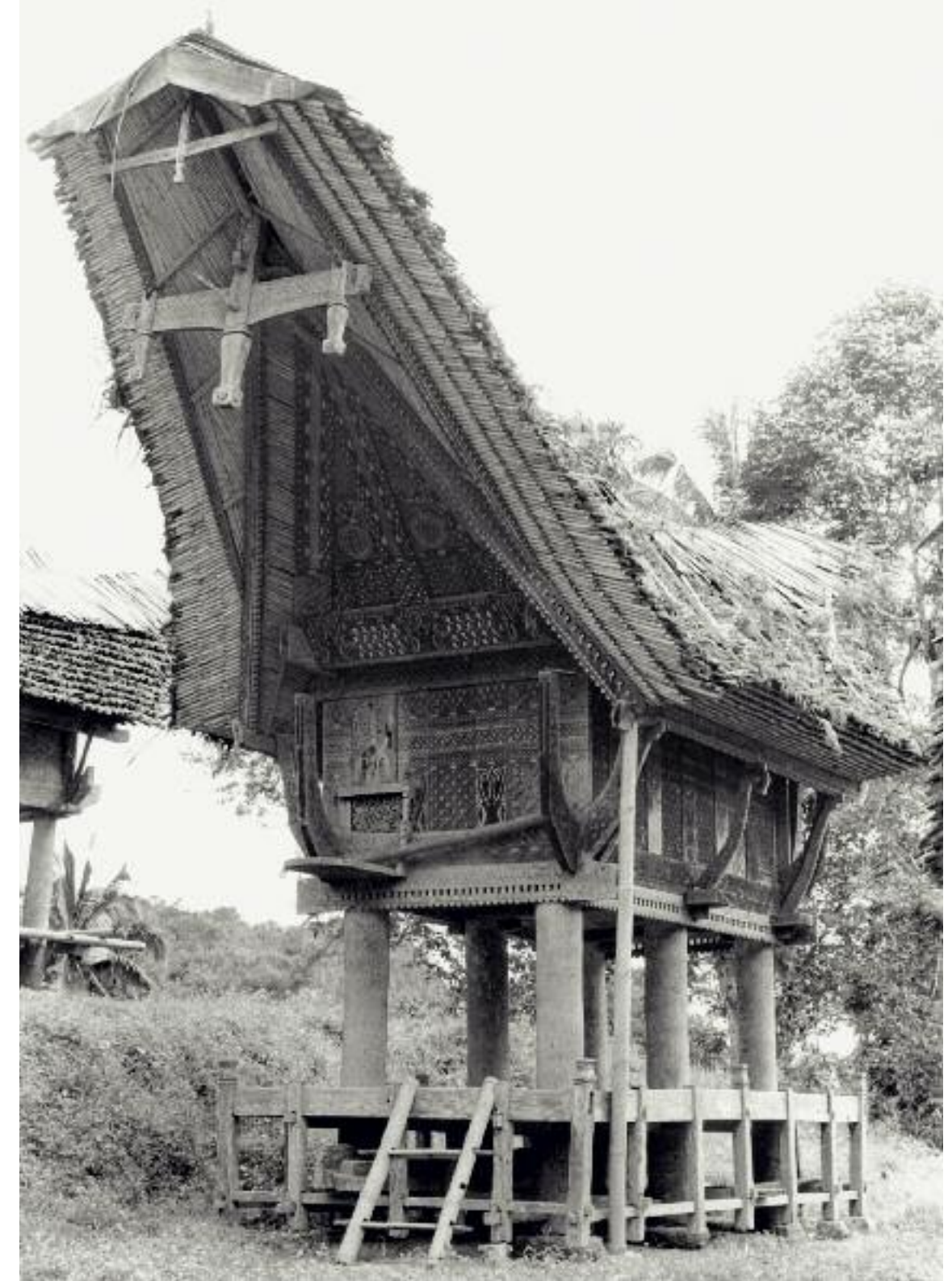
Wahrzeichen des neuen Museums Reisspeicher

Wahrzeichen des neuen Rautenstrauch-Joest-Museums ist das größte Exponat im Sammlungsbestand: ein prächtig dekoriertes historischer Reisspeicher von der indonesischen Insel Sulawesi. Mit seinem weit auskragenden Dach ist der ohne einen Nagel konstruierte Speicherbau ein eindrucksvolles Zeugnis traditioneller Architektur und Zimmermannskunst der Sa'dan Toraja.

In den Siedlungen der Toraja bilden Wohnhaus und Reisspeicher eine Einheit: Das Haus hat privaten Charakter und wird als ›Mutter‹ bezeichnet; auf der Plattform des ›Vater‹ genannten Speichers versammelt man sich, um gemeinsam zu arbeiten, zu feiern und zu ruhen. Hier werden auch Gäste empfangen und bewirtet, Neugeborene öffentlich willkommen heißen und Verstorbene verabschiedet. Haus und Speicher sind das soziale und religiöse Zentrum des Familienverbandes *rapu*. Die Anzahl, Größe und Ausstattung der Gebäude bezeugt den Reichtum, Status und das traditionelle Weltbild der Gemeinschaft. Reiche Schnitzereien und farbige Bemalung sind das Privileg ranghoher Familien.



Mußestunde im Schatten des Reisspeichers
Gantiri, Tana Toraja, Indonesien,
Südostasien, 2007



Reisspeicher *alang sembang*
Pantanakan Lolo, Region Kesu', Sa'dan Toraja,
Südsulawesi, Indonesien, Südostasien, um 1935
Holz, Farbe, Bambus, Rotang; H 750 cm
Geschnitzt von Ne'Kambane
Restauriert von den Kalker Werkstätten, Köln,
mit großzügiger finanzieller Unterstützung der
Kölner Kulturstiftung der Kreissparkasse Köln
RJM 56000

**Reisspeicher des Rautenstrauch-Joest-Museums
vor seinem Abbau**
Tana Toraja, Südsulawesi, Indonesien,
Südostasien, 1983

Max von Oppenheim Forscher, Sammler, Diplomat

Das vielfältige Lebenswerk des 1860 in Köln geborenen Max Freiherrn von Oppenheim war geprägt von seiner alles bestimmenden Faszination für den Orient. Das damalige Osmanische Reich war lange Jahre Mittelpunkt seines Lebens, Forschens und Wirkens. Seine zweite Lebenshälfte verbrachte er vorwiegend in Berlin mit der Aufarbeitung seiner wissenschaftlichen Arbeiten.

Statt das väterliche Bankhaus weiterzuführen, hielt sich Oppenheim nach seiner Promotion im Fach Jura mehr als 15 Jahre im Vorderen Orient auf. Neben seiner Tätigkeit als Berichterstatter ab 1896 am deutschen Generalkonsulat in Kairo widmete sich der perfekt arabisch sprechende Oppenheim der Beduinenforschung und Archäologie. Seine Kenntnisse und Kontakte nutzte er im Ersten Weltkrieg, um unter der arabischen Bevölkerung für Kaiser Wilhelm gegen England und Frankreich zu agitieren. In Berlin gründete er die Propagandainstitution »Nachrichtenstelle für den Orient«. In den 1920er Jahren erstellte er in der Hauptstadt eine große orientalische Fachbibliothek, ein Forschungsinstitut sowie ein Museum für seine Grabungsfunde vom Tell Halaf. 1946 starb Oppenheim in Landshut.



Max von Oppenheim

Zimmer in Oppenheims Haus in Kairo
um 1900

Max von Oppenheim im Orient – Diplomat, Sammler, Forscher

1896 wurde Oppenheim im Alter von 36 Jahren dem deutschen Generalkonsulat in Kairo als Attaché zugeteilt. Er sollte von dort aus über die muslimisch-arabische Welt nach Berlin referieren. In den 13 Jahren seiner Akkreditierung verfasste Oppenheim über 500 Berichte und Denkschriften. Aufgrund seiner zahlreichen Reisen und vielfältigen Kontakte zu einflussreichen einheimischen Politikern und Würdenträgern wurde er von manchen europäischen Diplomaten mehrfach als Spion verdächtigt.

In Kairo führte Oppenheim ein schillerndes Doppelleben: Beruflich bewegte er sich in westlichen Kreisen, privat dagegen lebte er wie ein Araber und unterhielt sogar einen eigenen Harem. Sein Haus spiegelte sein Grenzgängertum: Neben europäischen Möbeln beherbergte es eine ständig wachsende Sammlung an chinesischem und europäischem Porzellan, orientalischen Waffen, Mobiliar und Metallobjekten, islamischen Messinstrumenten, Einlegearbeiten, Bildern, Handschriften, Schmuck und Textilien. Während Oppenheims legendärer Einladungen im Stil von »Tausendundeiner Nacht« kleideten sich die Gäste häufig in seine prunkvollen osmanischen Gewänder. Bei Oppenheims Rückkehr nach Berlin umfasste die Sammlung mehrere Tausend Objekte.

In seinen Lebenserinnerungen, die er später in Berlin verfasste, beschrieb er seinen Aufenthalt im Orient mit den Worten:

»... eine herrliche Zeit. 13 Jahre in dem Traumlande Aegypten, ein Traumleben während 13 Jahren, einerseits innerhalb des diplomatischen internationalen Verkehrs, andererseits innerhalb der eingeborenen Welt, die ich verstand und die mich verstand.«¹⁴

Oppenheims Interesse an den Beduinen gründete auf einem Zusammentreffen mit Faris Pascha, einem Scheich der Schammar-Beduinen, dessen Gastfreundschaft Oppenheim 1893 während seiner Expedition vom Mittelmeer zum Persischen Golf einige Tage lang genossen hatte. Ein schriftlich fixierter Bruderschaftsbund mit diesem einflussreichen Anführer ermöglichte Oppenheim in den folgenden Jahren Kontakte zu anderen Beduinengruppen, deren Lebensweise und Geisteshaltung er bewunderte und die er besser verstehen wollte. Akribisch notierte er Wanderbewegungen und Verwandtschaftsbeziehungen von

Vorurteile, Stereotype und Klischees sind weltweit verbreitet. Sie dienen unter anderem dazu, das ›Fremde‹ in das eigene Weltbild einzuordnen, Ängste abzubauen und sich selbst gegenüber dem ›Anderen‹ abzugrenzen und zu definieren.

1962 soll Bundespräsident Heinrich Lübke in Liberia das wartende Volk mit den berühmt gewordenen Worten begrüßt haben: »Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Neßer.« Inzwischen wird vermutet, dass es sich um eine Legende handelt. Jedoch ist man sich darüber einig, dass eine solche Äußerung zu ihm gepasst hätte, sagte er doch 1966 bei einer anderen Staatsreise nach Madagaskar: »Die Leute müssen ja auch mal lernen, dass sie sauber werden.«¹ Das ist zwar – so kann man einwenden – lange her, betrachtet man aber die Art und Weise, wie Afrika und seine Menschen heutzutage in der Alltagskultur dargestellt werden, finden sich noch immer die alten Vorurteile. Nach wie vor wird kein Kontinent so stereotyp und klischeehaft charakterisiert wie der afrikanische.

Vorurteile, Stereotype und Klischees sind weltweit verbreitet. Problematisch ist es aber, wenn sich in Vorurteilen ungleiche Machtverhältnisse manifestieren. So wird Afrika niemals als gleichberechtigt, sondern Europa gegenüber stets als moralisch, technisch und kulturell unterlegen dargestellt. Afrika, der ›schwarze‹, der ›dunkle‹ Kontinent, repräsentiert das prototypische Fremde, das zwar eine gewisse Faszination ausübt, aber auch Angst macht. Dies alles wird noch verstärkt durch eine bestimmte Begrifflichkeit. Wird von Afrika gesprochen oder geschrieben, findet man immer noch Bezeichnungen wie ›Eingeborene‹ und ›Stämme‹ anstelle von Begriffen wie ›einheimische Bevölkerung‹ und ›Nationen‹, die für andere Regionen der Welt selbstverständlich verwendet werden.

Manche Menschen behaupten, sie wüssten nicht, dass diese Begriffe abwertend seien, oder beteuern, dass sie sie nicht rassistisch meinten. Diese Wörter haben aber alle eine Geschichte, in der ›Stämme‹ und ›Eingeborene‹ ganz bewusst auf die angebliche ›Primitivität‹ und ›Unzivilisiertheit‹ der afrikanischen Menschen verweisen sollten. Spricht man von ›Stammeskämpfen‹ anstatt von Bürgerkrieg, so will man auch heute noch deutlich machen, dass diese nichts mit ernstzunehmenden politischen Konflikten zu tun haben. Unsere Sprache ist untrennbar verknüpft mit unserem Denken und Handeln und hat somit direkte Auswirkungen auf unseren Umgang mit Menschen afrikanischer Herkunft, die gerade in jüngster Zeit verstärkt Opfer rassistischer Gewalt werden.

Die moderne Genetik hat die Einteilung der Menschheit in ›Rassen‹ widerlegt. Genetisch betrachtet können sich zwei Menschen aus verschiedenen Konti-



Cartoon, Matthias Kiefel, 2007



Postkarte, Kamerun-Ausstellung, 1906
Museum für Völkerkunde Frankfurt

Die Sammlungen in deutschen Völkerkundemuseen enthalten überproportional viele Waffen, die meist während der Kolonialzeit gesammelt wurden. Präsentiert als ›Waffenfächer‹ schürten sie das Klischee des ›wilden‹ Afrikaners.



Liebig-Sammelbilder
Serie 387, Bild 12, 1898
Serie 449, Bild 9, 1900

Sammelbilder trugen Ende des 19. Jahrhunderts zur Verbreitung romantisierender Klischees von ›Völkern‹ und ›Rassen‹ bei. Auf subtile Weise unterstützten sie so die Idee einer hierarchischen Unterteilung der Menschheit.

nen stärker ähneln als Individuen einer spezifischen Gruppe etwa gleicher Hautfarbe. ›Rassen‹ sind eine Erfindung des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts, der die Idee einer grundsätzlichen Ungleichheit der Menschen zugrunde liegt. Die Menschheit wurde dabei hierarchisch in ›niedere‹ oder ›primitive‹ und ›hoch entwickelte‹ oder ›Herrenrassen‹ kategorisiert. An der Spitze der Hierarchie stand der weiße Europäer. Im Kontext von transatlantischem Sklavenhandel und Kolonialismus erfand Europa seine ›unzivilisierten, primitiven Anderen‹, die es wahlweise zu ›retten‹ oder zu vernichten galt. Dieses Konstrukt führte dazu, dass der Kolonialismus von den Menschen in Europa mehrheitlich mitgetragen wurde. Vermittelt durch Medien, Politik, Kultur, Bildungswesen und Sprache sowie gefördert durch die fehlende öffentliche Auseinandersetzung mit kolonialer Geschichte ist dieser Diskurs bis in die Gegenwart hinein dominant.

Biologischen Unterschieden wie der Hautfarbe werden immer noch willkürlich spezifische kulturelle Eigenschaften zugeordnet. Solch rassistisches Denken wertet Menschen aufgrund äußerlicher Merkmale ab. Die Kategorie ›Rasse‹ ist politisch, kulturell und gesellschaftlich nach wie vor bedeutsam. Weiße Menschen aber machen sich kaum Gedanken über ihre Hautfarbe, da sie glauben, Weißsein sei das Normale, alles andere die Abweichung. Dabei ist auch Weißsein eine Konstruktion des Rassismus. Obgleich Weißsein erst im Gegensatz zu Schwarzsein Gestalt gewinnt, wird in mehrheitlich weißen Zusammenhängen ›Rasse‹ gemeinhin nur mit Schwarzsein assoziiert, so als hätten Weiße weder ›Rasse‹ noch Farbe. Seit der Erfindung der ›Rassen‹ haben sich Weiße hierzulande außerhalb dieser Kategorie positioniert, um aus der Außenperspektive das ›Andere‹ studieren und beherrschen zu können. Wenn Weiße über die eigene Identität reden, gehen sie meist auf Aspekte wie Beruf, Alter, Geschlecht und Religion ein, ohne anzuführen, dass sie weiß sind. Sie sind überzeugt davon, dass ihre Hautfarbe nichts über sie aussagt. Bei der Beschreibung oder Charakterisierung von Menschen afrikanischer Herkunft führen sie dagegen an erster Stelle deren Hautfarbe an.

Der Einteilung und Bewertung von Menschen anhand von Hautfarben steht das gänzliche Leugnen entsprechender Unterschiede gegenüber. Man bezeichnet dieses Leugnen auch als ›Farbenblindheit‹. Bewusst will man rassistische

Wahrnehmungsmuster und positive Hervorhebungen von Weißsein unterwandern. Man weigert sich, Menschen über Hautfarben wahrzunehmen. Äußerungen wie »alle Menschen sind doch gleich« oder »ich finde mein Weißsein unwichtig« zeugen vielleicht von einer guten Absicht. Diese »Farbenblindheit« führt jedoch dazu, dass die von Menschen afrikanischer Herkunft tatsächlich erfahrenen Diskriminierungen nicht ernst genommen oder als Einzelfälle abgetan werden.

Es gibt auch vermeintlich positive Stereotype. Wenn zum Beispiel behauptet wird, dass Afrikanerinnen und Afrikaner schnell laufen, gut trommeln und tanzen können, kann man das auf den ersten Blick als positive Zuschreibungen bezeichnen. Menschen afrikanischer Herkunft wehren sich jedoch zu Recht dagegen, dass sie auf diese Weise stereotypisiert werden, beschränkt man doch damit ihre Fähigkeiten auf vermeintlich »natürliche«, körperbetonte Aktivitäten.

Weißer Menschen sind sich selten der privilegierten Position bewusst, in der sie sich befinden. Bei der Arbeits- oder Wohnungssuche und bei Behördengängen gehen sie selbstverständlich davon aus, respektvoll behandelt zu werden; sie müssen sich nicht mit Rassismus auseinandersetzen, wenn sie es nicht wollen. Ganz anders stellt sich die Situation für Menschen afrikanischer Herkunft dar. Tag für Tag werden sie mit Rassismus konfrontiert und müssen sich zwangsläufig damit auseinandersetzen. Auf besondere Weise betrifft dies Schwarze Deutsche, die jeden Tag erleben, dass sie aufgrund ihrer Hautfarbe zu »Fremden«, »Anderen« gemacht werden. Sie werden mit Kommentaren wie »Du sprichst aber gut deutsch!« konfrontiert oder nach ihrem Herkunftsland befragt. Deutschsein wird implizit immer noch mit Weißsein gleichgesetzt. Diese »Ver-Änderung« von Menschen kann auch in Gewalt umschlagen. Immer wieder kommt es zu rassistischen Übergriffen, bei denen Menschen verletzt oder gar ermordet werden. Mag man diese extremen Gewalttaten als Ausnahmen darstellen, so gibt es doch einen alltäglichen Rassismus, der sich in vielen Lebensbereichen niederschlägt.

Solange sich die in der Kolonialzeit konstruierten Afrikabilder halten, wird sich in den Köpfen der Menschen kaum etwas ändern. Solange aber wird auch der latente oder offene Rassismus gegen Menschen afrikanischer Herkunft nicht verschwinden.



Cartoon, Tom, 2002

... dörflich?

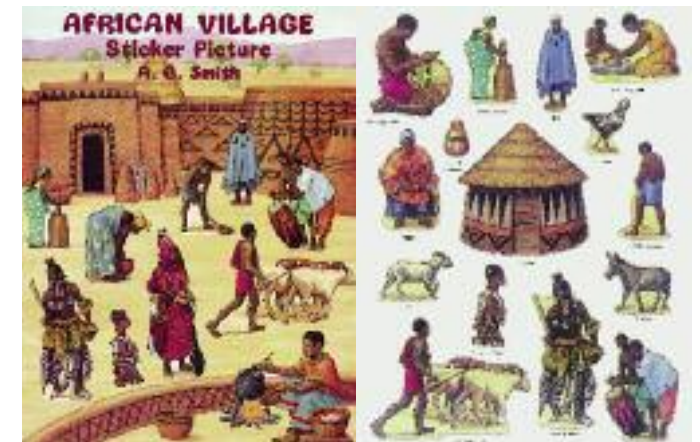
Ende des 19. Jahrhunderts wurde die koloniale Aneignung unter anderem mit der vermeintlichen Rückständigkeit des afrikanischen Kontinents gerechtfertigt. Das aus Strohütten bestehende Dorf wurde als typische afrikanische Siedlungsform dargestellt. Afrikanische Strohüttdörfer zierten schon früh Objekte der deutschen Alltagskultur. Daran hat sich bis heute wenig geändert. »Folklore« dominiert die Darstellung Afrikas: Mit einem aktuellen Stickerheftchen kann man sich sein »authentisches« afrikanisches Dorf basteln, das sich kaum von seinen gut 100 Jahre älteren Vorgängern aus Zinn unterscheidet. Heute wie damals entsprechen die Objekte keinem realen Dorf in einem bestimmten afrikanischen Land, sondern sind der Phantasie der europäischen Schöpfer entsprungen. Das moderne Afrika kommt auch in den Medien kaum vor, wenngleich Großstädte wie Lagos oder Johannesburg mit ihren Hochhäusern, ihrem Verkehr und ihrer Millionenbevölkerung den europäischen Metropolen in nichts nachstehen.



Figurengruppe
»Afrikanisches Dorf«
Deutschland, 2008
nach einem Vorbild um 1890
Zinn, Pigment; H max. 3 cm
RJM 63885



Johannesburg, Südafrika, 2004



Bastelbogen »African Village«
England, 1998

Die menschliche Figur

Figur einer Gottheit *dinonga eidu*

Nukuoro, Karolinen, Mikronesien,
Ozeanien, 19. Jh.

Holz; H 51 cm

Ankauf C. Jeschke, Zehden/Oder, 1920

RJM 34029

Zu den eindrucksvollsten Werken ozeanischer Kunst gehören die menschengestaltigen Figuren von dem kleinen mikronesischen Atoll Nukuoro. Die Künstler verstanden es, den menschlichen Körper auf seine Grundformen zu reduzieren: Augen, Ohren und Mund sind weggelassen, Arme und Beine auf das Wesentliche zurückgeführt. Die Schulterpartie ist mit einer feinen Ritzzeichnung verziert, die dem Tatauiermuster der Oberhäupter Nukuoros und ihrer Angehörigen entspricht. Die Standbilder verkörpern Gottheiten und vergöttlichte Ahnen. Sie waren »mit Zeug umwickelt«, wie ein europäischer Reisender in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beobachtete, und wurden in Kulthäusern oder auf Kultplätzen aufbewahrt und verehrt. Anlässlich eines großen, alljährlich wiederkehrenden Festes versammelten sich die polynesischstämmigen Bewohner der Insel vor den eigens für diese Feier geschmückten Figu-

ren und brachten ihnen Früchte und andere Nahrung als Opfer dar. Viel ist nicht bekannt über den religiösen Kontext dieser seltenen Skulpturen; die Ende des 19. Jahrhunderts einsetzende christliche Missionierung der Bewohner Nukuoros ließ die alten religiösen Vorstellungen und Praktiken bald in Vergessenheit geraten.

Afrikanische und ozeanische Plastiken dienten expressionistischen und surrealistischen Künstlern als Quelle der Inspiration. Der Schweizer Bildhauer Alberto Giacometti (1901–1966) kopierte außereuropäische Kunst mit dem Zeichenstift, um, wie er schrieb, »über das, was ich sehe, ins klare zu kommen«. ⁴ In einer Ausgabe der französischen Kunstzeitschrift »Cahiers d'Art« aus dem Jahre 1929 fand er zahlreiche Beispiele ozeanischer Kunst. Ein dort publiziertes Foto der hier vorgestellten Figur aus Nukuoro wählte er als Vorlage für eine seiner Zeichnungen.





Malekula, Vanuatu, Melanesien, 19. Jh.
Holz, Farbe; H 26 cm
RJM 31254



Witu-Inseln, Papua-Neuguinea, Melanesien,
um 1900
Holz, Farbe; H 59,5 cm
RJM 20767



Sulka, Neubritannien, Papua-Neuguinea,
Melanesien, frühes 20. Jh.
Pflanzenrohr, Pflanzenmark, Kasuarfedern;
H 73 cm
Restauriert mit Mitteln des Landes Nordrhein-
Westfalen und der Stadt Köln, 2008
RJM 24802



Elema, Papua-Golf, Papua-Neuguinea,
Melanesien, frühes 20. Jh.
Rindenbast, Pflanzenrohr, Farbe; H 132,5 cm
RJM 35759



Nördliches Neuirland, Papua-Neuguinea,
Melanesien, 19. Jh.
Holz, Rindenbaststoff, Pflanzenfaser;
H 107,5 cm
RJM 4442



Neukaledonien, Melanesien, um 1900
Holz, Federn, Menschenhaar; H 140 cm
Restauriert mit Mitteln der Börner-Stiftung, Köln
RJM 19879

Erwachsen werden – Initiationsfeiern der Uramot-Baining auf Neubritannien, Melanesien

Der Übergang vom Kind zum Erwachsenen wird in vielen Gesellschaften rituell gefeiert. Mit der Initiation werden die Jugendlichen zu erwachsenen Menschen. Häufig begleitet der Auftritt von Ahnen- oder Geistermasken das Ritual.

Die Uramot-Baining bewohnen das Bergland im Nordosten der melanesischen Insel Neubritannien. Lebensgrundlage ist neben der Jagd der Feldbau. Den Höhepunkt der Reife feiern die Jungen bildet nach einer Phase der Absonderung der Initianden ein spektakulärer nächtlicher Feuertanz. Die maskierten Tänzer verweisen mit ihrem Auftritt auf Geistwesen, die den Menschen gefährlich werden können. Über die ebenfalls von Maskentänzen begleitete Initiation der Mädchen ist bislang wenig bekannt. Wie bei den männlichen Reife feiern werden die Initiandinnen auf einem verborgenen, dem anderen Geschlecht nicht bekannten Kultplatz im Busch in das Geheimnis der Frauenmaske eingeweiht.³

Die Initiation der Jungen ist nicht der einzige Anlass für einen Feuertanz. Heute wird er zudem auch im Rahmen von Gemeinschaftsprojekten, an Festtagen und für Touristen aufgeführt.



Nachttanz der Uramot-Baining
Gaulim, Neubritannien, Ozeanien, 1982



Kavat-Maske
Uramot-Baining, Neubritannien, Ozeanien,
20. Jh.
Rindenbaststoff, Rotang; H 111 cm
RJM 53002

Kavat-Masken treten bei dem nächtlichen Feuertanz der Baining auf. Nach Einbruch der Dunkelheit erscheinen die schwarz und weiß bemalten und mit Büscheln aus Blattwerk geschmückten Maskenträger auf dem Tanzplatz. Begleitet von Gesang und dem Rhythmus von

Stampfholzern tanzen sie um und durch das Feuer. Den Initianden präsentiert man die unter Ausschluss der Frauen gefertigten Masken im Buschlager vor dem Auftritt, doch ist ihnen noch nicht erlaubt, sie zu tragen.